
»... damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt«

Über die Herausforderung zur Vielfalt
Bibelarbeit zu 1Joh 1,1-4¹

André Heinze

1,1 Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unsern Augen, was wir betrachtet haben und unsere Hände betastet haben, vom Wort des Lebens – 2 und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, das beim Vater war und uns erschienen ist –, 3 was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir auch euch, damit auch ihr mit uns Gemeinschaft habt; und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus. 4 Und das schreiben wir, damit unsere Freude vollkommen sei.

1. Einleitung

Wer sich in den Kirchen oder auch innerhalb einer Kirche in den verschiedenen Gemeinden umschaute, der stellt schnell fest, daß zahlreiche unterschiedliche Zielvorstellungen, theologische Überzeugungen oder auch nur Arbeitsschwerpunkte vorhanden sind, die nicht selten nebeneinander leben. Mit dieser Beobachtung ist aber in einer ersten (!) Auseinandersetzung auch immer zugleich die Frage nach der Möglichkeit dieses Miteinanders oder dem Grund einer scheinbar unüberwindlichen Trennung gestellt. Gemeinsames Leben trotz zum Teil elementar anmutender Differenzen muß begründet sein, es ist nicht selbstverständlich.

Christen pflegen nicht selten davon zu reden, sie seien »eins im Herrn«; der »Herr« stelle die gemeinsame Basis dar oder er ermögliche sie wenigstens. Man weiß auch, daß Einheit nicht machbar ist, sondern vom »Geist Gottes« bewirkt werden muß. Um so schmerzhafter ist bei diesen

¹ Diese Bibelarbeit wurde auf der Tagung der Hauptamtlichen Mitarbeiter der Vereinigung Süd-West im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland im September 1997 gehalten und für die Drucklegung in dieser Zeitschrift leicht gekürzt und überarbeitet.

Aussagen und diesem Wissen dann aber die Feststellung fehlender Einheit und Gemeinsamkeiten oder sogar von gegenseitigem Mißverständnis. Diese Erfahrungen stellen die Frage nach der Möglichkeit und der Grenze eines möglichen Miteinanders immer wieder neu.

Die Herausforderung zur Gemeinsamkeit und/oder Abgrenzung trotz oder wegen unterschiedlicher Erkenntnisse ergeht schon an die junge Kirche. Daß es innerhalb der paulinischen (pln.) Gemeinden unterschiedliche Strömungen und Lehren gegeben hat, ist heute weithin anerkannt. Ebenso anerkannt, wenn auch nicht so beachtet, da weniger ekklesiologisch als vielmehr christologisch interessant, ist die Auseinandersetzung, die in den johanneischen (joh.) Gemeinden stattfand. Sie standen nicht nur neben anderen christlichen Gruppen, so etwa in Ephesus, wo man vielleicht mit pln. neben joh. geprägten Gruppen rechnen kann, sondern vor allem in Auseinandersetzung mit anderen Überzeugungen zum christlichen Glauben in den eigenen Gemeinden.

Auf einem der Höhepunkte dieser Auseinandersetzung ist aller Wahrscheinlichkeit nach der 1Joh geschrieben. Besonders der Beginn dieses Schreibens enthält dabei einige interessante Aspekte für die Frage nach dem Grund von Gemeinschaft in der Gemeinde.

2. Zum Text

Hierzu ist zunächst ein Blick auf den Text in 1Joh 1,1-4 nötig, wobei im Rahmen dieser Arbeit eine genauere Analyse des Aufbaus und ein paar kurze Hinweise zu wichtigen Begriffen genügen müssen. Die sog. Einleitungsfragen nach Verfasser, Ursache etc. können nur am Rande erwähnt werden.

Die vier Verse sind von ihrem Aufbau her oft erst auf den zweiten Blick zu durchschauen: Die einleitenden Relativsätze in V. 1 dienen als Objekt für das in V. 3 folgende Verb ›verkündigen‹, von dem dann der erste ›damit‹-Satz in V. 3b abhängig ist. Dort wird auch das direkte Ziel der Verkündigung zur Sprache gebracht: die ›Gemeinschaft‹ zwischen den Absendern und den Adressaten. V. 4 erweitert allerdings sofort dieses Ziel. Über die Gemeinschaft hinaus geht es um die Freude der Verfasser.

Dieser Aufbau der V. 1.3 wird unterbrochen durch eine recht deutliche Paranthese in V. 2, die durch einen Stichwortanschluß an ›Wort des Lebens‹ am Ende von V. 1 motiviert scheint. Gleichzeitig ist aber festzustellen, daß gerade ›Wort des Lebens‹ die ansonsten saubere Konstruktion der Aneinanderreihung der Relativsätze selber schon durchbricht, so daß man auch von einer doppelten Paranthese sprechen könnte.

Liegt somit schon in V. 2 ein Stichwortanschluß vor, so auch am Ende von V. 3. Der eigentliche Einleitungssatz endet mit der Erklärung der Absicht, Gemeinschaft mit den Adressaten haben zu wollen. V. 3b nimmt nun nochmals den Begriff der ›Gemeinschaft‹ auf und führt aus,

daß die Absender selber Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn hätten. Damit wird die den Adressaten angebotene Gemeinschaft auf die mit dem Vater und mit Jesus Christus ausgedehnt.

Dieser V. 3b unterbricht also die Schilderung des Zweckes des Schreibens bzw. der Verkündigung (V. 3a), die in V. 4 fortgesetzt und beendet wird. War der erste Zweck, Gemeinschaft des Absenders mit der Gemeinde zu ermöglichen, so liegt ein weiterer Zweck des Schreibens darin, die Freude des Absenders zu vollenden. Daß zwischen diesen beiden Absichten eine enge, vielleicht sogar kausale Verbindung gesucht werden darf, ist anzunehmen: Die Freude des Absenders ist in dem Moment vollkommen, wenn die Gemeinde mit ihm Gemeinschaft hat. V. 4 beschreibt damit die Folge und das Ergebnis der Verkündigung bei dem Verkündiger selber, so wie V. 3aß die Folge der Verkündigung bei den Adressaten, also der Gemeinde, aufgezeigt hat.

Dieser Überblick zeigt eine Briefeinleitung, die recht stringend verläuft. Dennoch ist ihr Stil bemerkenswert. Fast hektisch mutet er an, als wenn er mit großem Enthusiasmus hervorgebracht wurde. Die Stichwortanschlüsse und vor allem auch die Wiederholungen im Satzbau und in den Begriffen (›gesehen‹ 3×!) unterstreichen diese Wahrnehmung. Sie geben dem Text etwas holpriges. Doch scheint es durchaus möglich, daß dieser Eindruck beabsichtigt ist, da hierdurch auf die große auch innere Beteiligung der Verfasser bei dem Geschehen dieses Schreibens hingewiesen wird.

Der Brief will demnach der Verkündigung dienen, die wiederum die Entstehung der Gemeinschaft ermöglicht und so zur Freude führt. Damit stellt sich die Frage, was denn hier verkündet werden soll. Doch an dieser Stelle ist der Text zunächst seltsam offen.

›Was am Anfang war‹, so beginnt die Beschreibung dessen, was verkündet werden soll. Der Begriff ›Anfang‹ hat im joh. Kontext einen bestimmten Klang. Die Nähe zum Prolog des JohEv ist unübersehbar: ›Im Anfang war das Wort.‹ Diese letztlich christologische Qualität des absoluten Anfangs findet sich auch in 1Joh 2,13, wo es heißt, die Väter hätten *denjenigen* erkannt, *der* von Anfang an war. *Was* am Anfang war, ist demnach genau genommen *derjenige, der* am Anfang war: der präexistente Logos. Daß es sich natürlich nur um diesen selber handeln kann, zeigt auch der erklärende Einschub in V. 1,1c-2, in dem die unpersönlichen Begriffe ›Wort des Lebens‹ und ›Leben‹ zweifellos christologisch zu deuten sind.

Das neutrische Relativpronomen ›was‹, das in V. 1 viermal wiederkehrt und in V. 3 die Aufzählung wieder aufnimmt, umgreift also keine Sache, und um hier gleich abzugrenzen: damit auch keine Lehre, sondern ein Geschehen, nämlich das Christusgeschehen, welches sowohl die Präexistenz (V. 1aα) als auch natürlich und besonders die Inkarnation (V. 1c-2) umfaßt.

Daß es sich um ein personales Geschehen handelt, zeigen auch ganz deutlich die weiteren Ausführungen, über das, *was* am Anfang war. Die-

ses war zu hören, zu sehen, zu betrachten und sogar zu betasten. Die Viererkette ist auffällig. Es gibt im Rahmen der joh. Tradition keinerlei erkennbare theologisch bedeutsame Gemeinsamkeit dieser Verben. Besonders bemerkenswert ist darüber hinaus, daß an dieser exponierten Stelle des Schreibens ein im joh. Kontext völlig unbekannter Begriff verwendet wird, nämlich ›betasten‹, welcher sonst nur noch in Lk 14,39; Hebr 12,18; Apg 17,27 vorkommt. Hier ist ein absolut betont sinnlicher Vorgang gemeint. Es geht um die physische Möglichkeit der Wahrnehmung, was noch durch den Zusatz ›mit unseren Händen‹ unterstrichen wird. Beachtet man diese Bedeutung des letzten Gliedes der Viererkette, so läßt sich vermuten, daß die sinnlich konkrete Wahrnehmung auch bei den übrigen drei Verben im Vordergrund steht. So beschreiben diese Verben eine zunehmende Nähe zum Logos: über das Hören zum Sehen dann zum Betrachten und schließlich zum Betasten.

Soll also das, was am Anfang war, verkündet werden, so betonen die Verfasser den präexistenten und inkarnierten Logos als ein im höchsten Maße konkretes, geschichtliches und sinnlich wahrnehmbares Geschehen. Der Logos ist der Fleischgewordene; er ist zu hören, zu sehen, zu beobachten, ja, sogar zu betasten gewesen. Das, was verkündet werden soll, ist demnach keine stoff- und materielle Lehre, kein Buch, kein Geist und kein Ideal, sondern der fleischgewordene Gottessohn, in dem das ewige Leben (V. 2) erschienen ist.

Mit dieser Feststellung schlagen die Absender den Pflock ihrer theologischen Überzeugung ein und eröffnen gleichzeitig den latent im Hintergrund dieses Schreibens stehenden Kampf gegen die doketische Irrlehre, die diese historische Fleischwerdung Christi leugnet. Dabei sprechen sie von sich selber als Zeugen dieses inkarnierten Gottessohnes. Ob dieses die Annahme einer tatsächlichen Augenzeugenschaft der Absender zur Folge hat, oder ob nicht eher schon gemeindliche Überlieferung autoritativ in Anspruch genommen wird, braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden.

Wichtig für unseren Zusammenhang ist die im Text deutlich werdende Konzentration auf die Erfahrung und Wahrnehmung des fleischgewordenen Logos als behaupteten Grund und Ausgangspunkt der Verkündigung. Die direkte Beziehung des Gläubigen zum lebendigen Gott wird betont. Keine Vermittlung durch Lehre, durch Schriften und Bücher oder durch Geistwesen. Aber auch keine Aufhebung der physischen historischen Existenz der Gläubigen in eine Geisteswelt oder eine Überlagerung ihrer konkreten Existenz durch eine Geisterwelt als Mittel und Weg der Gottesbegegnung. Gott kommt im inkarnierten Logos – und nur dort. Der Glaube soll und kann sich an diesem fleischgewordenen Gottessohn entzünden.

Als Grund und Ausgangspunkt der Verkündigung wird also die Erfahrung und Wahrnehmung Jesu Christi betont. Doch diese ist kaum nur Grund- und Ausgangspunkt, sondern nun offensichtlich auch Inhalt der

Verkündigung. Der Text läßt keinerlei Abstraktion der Erfahrung, etwa in eine Lehre oder in Dogmen, vor der Verkündigung erkennen. Daß eine solche Abstraktion stattgefunden hat und beständig stattfindet, ist unbezweifelbar, auch die Verfasser können schon in V. 5 von einer ›Botschaft‹ sprechen, die sie verkündigen. Doch die Ausgangsbasis und der primäre Inhalt dieser ›Botschaft‹ ist das eigene Erleben und Wahrnehmen des in Jesus Christus ihnen begegnenden offenbaren Lebens. Die Lehre ist sekundär gefolgert. Anders gesagt: Die Lehre, all das, was im 1Joh im Anschluß noch als Theologie verkündet wird, wird in den V. 1-3 auf die persönliche, individuelle und damit auch subjektive Wahrnehmung des gekommenen Gottessohnes zurückgeführt. Es ist demnach diese Wahrnehmung der erlebten Beziehung Gottes zur einzelnen Person, zu den Verfassern, die als Grund und Ausgangspunkt der Verkündigung und der Lehre zu betrachten ist. Theologie und Lehre und damit auch die Inhalte der weiteren Verkündigung gründen elementar in dem individuellen Wahrnehmen des Kommens Gottes im inkarnierten Logos, in Jesus von Nazareth.

Wie kaum eine andere Theologie im NT nehmen damit die joh. Schriften die Konsequenz der Inkarnation für die Offenbarung Gottes den Menschen gegenüber ernst: Indem das Wort Fleisch wurde, wurde es in Jesus Christus zum individuellen Gegenüber der Menschen. Es ist schon bemerkenswert, wie sehr das JohEv diesen Zug betont, wenn es nicht müde wird, die konkreten individuellen Begegnungen Jesu mit einzelnen Menschen in breiter Ausführlichkeit wiederzugeben – und zwar mit einer Liebe zum Detail, die den anderen Evangelien eher fremd ist. Daß das Wort Fleisch wurde und deshalb jedem einzelnen begegnen kann und damit diesen Menschen vor die sehr konkrete Entscheidung ruft, ist die große Zentralerfahrung des joh. Christentums. Diese Überzeugung kommt in unserem Text durch die unbedingte Betonung der eigenen Wahrnehmung der Gottesbegegnung als Grund, Ursache und Inhalt der Verkündigung zum Ausdruck.

Weil Gott zu jedem Menschen in seiner existenziellen Situation, Befindlichkeit und Geschichte kommt, weil in Jesus Gott sich seinen Weg zu so ganz unterschiedlichen Menschen wie Nikodemus oder der Samariterin gesucht, sie in ihrer konkreten Lebensnot getroffen und zum Glauben überwunden hat, deshalb ist die Wahrnehmung Gottes und die daraus erwachsende Verkündigung inklusive ihrer Reflektion und intellektuellen Durchdringung so zahlreich, vielfältig und vielgestaltig, wie es die Menschen sind, zu denen sich Gott Wege sucht. Oder um es kürzer zu sagen, aber auch mit einem in unseren Ohren oft negativ belegten Begriff: Die Wahrnehmung Gottes und die daraus folgende Verkündigung ist *subjektiv*. Und nur solche *subjektive* Gotteswahrnehmung ist der Grund zum existentiellen Glauben und Zeugnis.

Die Verfasser des 1Joh machen ihre subjektive Wahrnehmung des Gottessohnes zur Grundlage der Verkündigung desjenigen, der von Anfang

an war. Dadurch aber schlagen sie nun gleichzeitig jeder Rede von einer Gotteserfahrung ihr Recht und ihre Richtigkeit ab, die angeblich objektiv und individuell zugänglich sei. Wo der fleischgewordene und lebendige Gottessohn verkündet wird, dort ist diese Verkündigung dann nämlich notgedrungen ebenfalls subjektiv. Oder aber die Wahrnehmung, die dieser Verkündigung zugrunde liegt, müßte über den Fleischgewordenen hinausgehen. Doch genau dies scheint für die Verfasser des 1Joh undenkbar, würde damit doch der von Gott beschlossene Weg in diese Welt und zu den Menschen nicht mehr ernst genommen. Die Fleischwerdung des Gottessohnes setzt somit die sachgemäße Grenze der Erkenntnis und der Verkündigung.

Mit dieser Betonung der subjektiven Gotteswahrnehmung taucht aber zugleich ein ungemein wichtiges Problem auf: Ist nämlich die Wahrnehmung subjektiv, dann ist sie letztlich vereinzelt. Existentieller, sich an der Begegnung mit dem lebendigen Gottessohn entzündender Glaube ist damit im tiefsten Sinne des Begriffs offensichtlich persönlicher und individueller Glaube.

Solch ein Glaube ist nun aber auf den ersten Blick keineswegs förderlich für eine *Gemeinschaft*, denn die objektive Größe, die die Gemeinschaft zusammenhalten könnte, ist doch immer nur als Abstraktion des eigenen, persönlichen Glaubens möglich. Damit aber ist sie unbefriedigend, denn sie bietet, an der durch die Offenbarung Gottes gesetzten Grenze der Erkenntnis und Verkündigung gemessen, gerade nicht ein *mehr*, sondern ein *weniger* an Zeugnis.

Vielleicht liegen hier einige unserer Gemeinschaftsprobleme begründet. Wir leben von der intensiven persönlichen Gottesbeziehung. Diese ist subjektiv und – das ist entscheidend – sie ist auch nur in dieser Subjektivität lebendig. In einer Gemeinschaft erlebt man jedoch, wie der eigene Glaube durch den Glauben und die Erfahrungen der anderen relativiert wird, womit man nur leben kann, solange nicht eine Auseinandersetzung mit dem Glauben der anderen herausgefordert wird. Genau diese aber ist beständig im Mitglauben, im Gespräch, im Gottesdienst oder der gemeinsamen Mitarbeit gefordert. Die Möglichkeit vom eigenen Glauben und von dem der anderen aus auf ein Gemeinsames zu schließen, ist für beide bald unbefriedigend, da dabei der jeweils eigene Glaube sehr schnell reduziert wird und damit verkümmert. Solche Suche nach dem gemeinsamen Glauben findet oft nur den ›kleinsten gemeinsamen Nenner‹ und muß damit die persönliche Tiefe der Gotteserkenntnis unbeachtet lassen. Das Ernstnehmen einer subjektiven Gotteserfahrung und des damit verbundenen lebendigen Glaubens auf der Basis einer Beziehung Gottes zu einzelnen Gläubigen ist damit alles andere als gemeinschaftsförderlich. Und die objektive, alle angeblich verbindende Größe ›Gott‹ oder ›Jesus Christus‹ entpuppt sich hierbei ganz schnell als ein theologisch theoretisches Gebilde, das den Weg Gottes in diese Welt hinein, nämlich die von der Joh. Theologie betonte Fleischwerdung, gar nicht mehr im letzten ernst nimmt.

Es ist von daher im höchsten Maße spannend, ja, geradezu aufregend, wenn genau in diesem Zusammenhang der intensivsten Betonung subjektiver Wahrnehmung die *Gemeinschaft* zwischen Christen als gewünschtes Ziel genannt wird. Und deshalb ist es hier nun wichtig, den Schnittpunkt zwischen Wahrnehmung und Gemeinschaft zu beachten. Dieser Schnittpunkt ist die Verkündigung. Die Verkündigung jedoch bedeutet, nicht nur, aber auch im joh. Kontext, die Weitergabe des Empfangenen: so verkündet in Joh 5,15 der geheilte Gelähmte das erfahrene Heilshandeln Jesu an sich oder Maria verkündet den Jüngern in Joh 20,18 ihre Schau des Auferstandenen. Besonders deutlich wird dies in der Rede vom Parakleten in Joh 16,13-15: der Geist verkündet, was er hört (13). Er nimmt von dem des Sohnes und verkündet dieses (14f). Der Gegenstand der Verkündigung in 1Joh 1,1-4 kann damit nichts anderes sein als die empfangene subjektive Gotteserfahrung der Absender, d.h. mit anderen Worten: Es ist der aus der Begegnung mit Gott erwachsene Glaube in Worte gefaßt.

Diese Verkündigung hat nun das Ziel, Gemeinschaft zwischen Verfasser und Gemeinde aufzubauen. Die Gemeinschaft wurzelt demnach darin, daß die Wahrnehmung Gottes durch die Verfasser verkündigt wird. Das Verbindende und Gemeinschaftsschaffende ist in diesem Moment die Verkündigung, das Zeugnis, das aber im joh. Kontext keinesfalls nur Rede ist. Das Verbindende ist, um es vom Negativen her deutlich zu machen, keine *gemeinsame* Lehre und auch keine *gemeinsame* Gotteserfahrung, es ist keine wie auch immer geartete *Gemeinsamkeit*. Und es ist keine von den beiden Personen abstrahierte objektive Größe, in der sich beide wiederfinden oder auf die sie sich einigen können. Das Verbindende ist allein das Zeugnis: die *Teilgabe* an Gottes Weg mit dem Gläubigen. Damit es verbindend wird und Gemeinschaft entsteht, braucht diese Teilgabe natürlich dann auch als Entsprechung *Teilnahme* des Hörers oder Empfängers des Zeugnisses. Das Wort des Zeugnisses fragt nach den offenen Ohren und Herzen des Hörenden.

Wenn man auf dem Hintergrund dieser Aussagen den in Gemeinden oft anzutreffenden Satz hört, Gott schaffe die Gemeinschaft unter den Christen, so muß man ihn wohl folgendermaßen konkretisieren: Gott bewirkt die Gemeinschaft, indem er den einzelnen zum Zeugen seines Wirkens und damit zum Verkündiger seiner Gnade macht und indem er im Hörer die Offenheit für dieses Zeugnis schafft und die Bereitschaft, sich diesem Zeugnis auszusetzen. Durch das Zeugnis des Verkündigers läßt Gott zur Wahrnehmung der Gemeinschaft Gottes mit *diesem* Menschen ein und genau dadurch fordert Gott selber den *Hörer* wieder zum Glauben heraus. Der am Ende von V. 3 nachgeschobene Satz hat diesen Sinn: Anzuzeigen, daß Gemeinschaft mit dem Zeugen und Verkündiger zugleich eine Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn ermöglicht. In der Verkündigung wird ›das Wort Gottes‹ somit erneut zu einer persönlichen Ansprache, verweist auf Gottes Heilshandeln am Zeugen und for-

dert den Hörer zum Glauben heraus. So erhält der Hörer durch die Verkündigung Anteil an der Gemeinschaft mit Gott.

Schließlich und endlich wird durch diese Verkündigung und die damit entstandene Gemeinschaft die Freude des Zeugen vollendet. Diese Freude, die hier gemeint ist, ist wie auch 2Joh 12 und vor allem in den joh. Abschiedsreden das Ereignis der eschatologischen Freude, realisiert durch die Verkündigung der Christuswahrnehmung des Zeugen, realisiert durch die Offenheit der Empfänger, realisiert in der Gemeinschaft der Christen.

Die Verfasser des 1Joh betonen demnach die absolute Notwendigkeit, aber auch Möglichkeit eines auf einer individuellen Gottesbegegnung beruhenden Glaubens. Ihre Betonung des inkarnierten und somit persönlich wahrgenommenen Gottessohnes führt zu der Folgerung einer subjektiven Wahrnehmung und damit einer individuellen Beziehung des Gläubigen zu Gott. Ein solcher Glaube ist jedoch nur dann gemeinschaftsfördernd, wenn er bezeugter, verkündigter und dementsprechend auch gehörter Glaube wird. Nicht ein angeblich gemeinsamer Glaube verbindet also, denn der ruht viel zu sehr in der individuellen Beziehung des einzelnen Gläubigen zum lebendigen Gott. Ein ›gemeinsamer Glaube‹ wäre vor diesem Hintergrund nur eine Abstraktion, die in anderen Zusammenhängen durchaus notwendig sein kann, hier aber die so betonte persönliche Gottesbewegung und die auf ihr aufbauende Gemeinschaft geradezu relativiert. Und auch ›Gott‹, ›Jesus Christus‹ oder der ›Heilige Geist‹ würden hier sehr schnell zu *objektivierten Größen* werden, die ihre persönliche und individuelle Nähe zum einzelnen Gläubigen verlieren würden.

Das, was verbindet, ist der Austausch, das Zeugnis über den jeweils erlebten Gott. Gemeinschaft entsteht demnach nicht durch Gemeinsamkeit, sondern durch Kommunikation, durch Zeugnis, Verkündigung und einem für dieses Zeugnis offenen Hören, das dann zu Ergänzung, Korrektur und Veränderung führen will.

3. Einsprüche und Folgerungen

Dieser Gedanke der subjektiven Wahrnehmung und Verkündigung Gottes ist nichts neues. Es wird ihm aber oft mit großer Zurückhaltung begegnet, die ihren Grund in der dann angeblich gegebenen Grenzenlosigkeit des Glaubens hat. Die Furcht vor einer nur mangelhaft möglichen Abgrenzung gegenüber Unglaube und Spekulation oder aber vor Vermischung und Verwässerung des Glaubens taucht nicht selten auf, wenn von der eigenen, subjektiven Gotteswahrnehmung gesprochen wird. Die Kirchengeschichte zeigt, daß, um dieser Furcht zu begegnen, immer wieder überindividuelle Größen geschaffen wurden und auch wirklich geschaffen werden mußten: Dogmen, Lehren und Strukturen haben hier ihren durchaus berechtigten Platz. Auch die Bibel wird in diesem Zu-

sammenhang schnell als solch normative Größe verwendet, wobei freilich übersehen wird, daß sie eine überindividuelle Funktion nur als *verstandene*, d.h. als *vermittelte* und damit als *individuell ausgelegte* Schrift haben kann.

Diese Furcht vor Vermischung und Verwässerung ist natürlich durchaus ernst zu nehmen, denn tatsächlich scheint eine subjektivistische Theologie mit entsprechenden Konsequenzen für die Ekklesiologie und auch für die Frage der Ethik bei solchem Ansatz zu entstehen.

Doch dem muß keineswegs so sein. Den Schlüssel zur Verhinderung dieser Auflösung in den religiösen Subjektivismus liefert ebenfalls bemerkenswerterweise die joh. Theologie, die sich damit als ausgesprochen geschlossen zeigt. Die Frage, ob ein Erleben, ein Wahrnehmen Gottes mit einer entsprechenden Verkündigung noch im Sinne der joh. Gemeinden *christlich* ist, entscheidet sich für diese Theologie an einer ganz einfachen Frage: am persönlichen Bekenntnis zum fleischgewordenen Christus, am Bekenntnis zum in Jesus von Nazareth Mensch gewordenen Gott, am Bekenntnis zu diesem exklusiven Weg Gottes in die Welt. Die joh. Gemeinden verwenden gerade im 1Joh (vgl. 2,22ff; 4,2) genau diesen Schlüssel, um die Irrlehre, die sie bedroht, den Dokerismus in ihren eigenen Reihen, zu bekämpfen und auszuschließen. Diese Wahrnehmung Gottes der Doketen ist eben nicht die des fleischgewordenen Gottes. Und damit verkündigen und glauben sie einen anderen Gott (vgl. 4,2), was zu der Feststellung führt, daß sie nicht ›zu uns gehören‹ (vgl. 2,19).

Der Mensch-gewordene Gottessohn, Jesus Christus, ist damit nicht nur Grund, Ursache und Inhalt des Glaubens und der Verkündigung, das Bekenntnis zu seiner Inkarnation ist zugleich Maßstab über Rechtgläubigkeit oder Häresie. Dieser Maßstab sollte nicht als zu weit oder zu allgemein mißachtet werden. Ich möchte als Beispiel vier Denkrichtungen andeuten, die in ihren extremen Formen in der Gefahr stehen, an diesem Maßstab zu scheitern:

- Dies kann z.B. dort der Fall sein, wo Jesus Christus zum Ideal menschlichen Lebens degradiert wird, wo seine Lehre alles ist, seine Leiblichkeit aber nicht mehr ist als ein vorübergehender Zustand.
- Dies kann z.B. dort der Fall sein, wo Jesus Christus in papiergewordene Lehrsätze gepackt wird und man aufgrund einer scheinbar objektiven Größe eines Buches weiß, wie der lebendige Gottessohn war, und wie er zu sein hat.
- Dies kann z.B. dort der Fall sein, wo Jesus Christus allein zum Grund der Möglichkeit mächtiger Krafterweise reduziert wird und so zum Ursprungsprinzip einer idealisierten Lebensform (Gesundheit, Wohlstand etc.) wird.
- Oder dies kann z.B. dort der Fall sein, wo die Struktur einer Gemeinschaft, ihre Geschichte und Tradition wichtiger ist als die Erfahrung der lebendigen Begegnung Gottes mit den Sorgen und Problemen der gegenwärtigen Menschen.

Solche Entwicklungen stehen in der Versuchung, dem fleischgewordenen Gott sein Fleisch und damit seine rettende Nähe zum Menschen zu nehmen. Genau diese Nähe Gottes in Jesus von Nazareth, dem Christus, will die joh. Theologie unterstreichen und z.B. gegen den beginnenden Strukturalismus der pln. Gemeinden oder gegen den Enthusiasmus der Schwärmer betonen.

So verständlich die Furcht vor der Subjektivität der Wahrnehmung und der Verkündigung ist, so unbegründet erscheint sie, wenn beachtet wird, daß der Grund der Möglichkeit dieser Subjektivität, nämlich der inkarnierte Gott, zugleich ihre Grenze bildet. Denn verläßt man die Orientierung am menschgewordenen Gottessohn, so verläßt man zugleich das Recht zur Subjektivität, das genau darin gründete, daß Gott als Mensch zu einzelnen kommt.

4. Abschließende Überlegungen

Diese Überlegungen haben Konsequenzen, von denen nur eine hier wenigstens angedeutet werden soll. Wenn, wie am Anfang festgestellt, die Beobachtung von verschiedenen Gruppen und Richtungen unter uns oder in unseren Gemeinden latent vorhanden ist, so bedeutet dies keine Gefahr, sondern ist eine normale Folge der unterschiedlichen Wahrnehmungen der Begegnung Gottes mit uns bzw. den Geschwistern in den Kirchen und Gemeinden. Daß sich diese Unterschiede auch in verschiedenen Lehren, Theologien, Überzeugungen und Gestaltungen verfestigen, ist ebenfalls nur konsequent, denn der erlebte christliche Glaube drängt auf die Durchdringung des Erlebten und damit zugleich auf eine Formulierung und Umsetzung.

Wo und wie kann nun aber noch von Gemeinschaft geredet werden? Die eine Möglichkeit ist die, sich ein Objekt zu suchen, das diese Gemeinsamkeit repräsentiert. Hier aber muß die Gefahr der Reduzierung auf einen ›kleinsten gemeinsamen Nenner‹ gesehen werden. Sollte dieser in ›Jesus Christus‹ gesucht werden, so ist zu fragen, ob dann tatsächlich so viel mehr verbindet als nur ein Name oder ein Begriff. Vielmehr besteht in diesem Fall die Gefahr, Jesus Christus zu genau solch einer abstrakten Größe werden zu lassen, vor der die joh. Theologie die Gläubigen warnen will. Entsprechendes gilt, wenn das Verbindende von Strukturen und Ordnungen erwartet wird.

Die Botschaft von 1Joh 1,1-4 lautet anders: Nicht angebliche Gemeinsamkeiten schaffen Gemeinschaft, sondern das *Zeugnis einer Gottesbegegnung*, das offen gesagt und gehört wird. Es kann und muß gehört werden, ohne daß es die eigene Gottesbegegnung negiert, aber als Zeugnis doch so, daß Gott dadurch ansprechen, herausfordern und verändern kann. Das Begegnen und Mitteilen, das Berichten und Zeugen und umgekehrt die Offenheit und das Hören schaffen Gemeinschaft. Dies scheint mir auch

genau der Weg Gottes zu sein, mit uns Gemeinschaft zu erreichen: Indem er uns begegnet und sein Leben mit uns teilt, und indem wir im Vertrauen auf ihn offen werden. An dieser Stelle ist eine große Herausforderung und Chance zur Begegnung mit Geschwistern anderer Kirchen und anderer Kulturkreise gegeben.

Die Gemeinschaft entsteht, das ist die Botschaft des Textes an dieser Stelle, nicht auf einer entfernten objektiven, uns jedoch lebensmäßig entzogenen Ebene göttlicher Wirkung, sondern durch das Zeugnis der eigenen Wahrnehmung und durch das Hören auf diese Mitteilung. Indem Gott die Wahrnehmung seiner selbst schenkt und uns darüber zu Wort kommen läßt und indem der Geist Ohren und auch Herzen für dieses Zeugnis öffnet, ermöglicht Gott selber dann Gemeinschaft.

Entsprechend wird Gemeinschaft dort aber unmöglich, wo dieses Zeugnis verweigert wird, indem gemeinsame Lebensräume verlassen werden, wo es durch theologische, strukturelle oder moralische Grundsatzklärungen ersetzt wird, wo das Hören auf das Zeugnis verweigert wird oder wo dem anderen die eigene Gotteserfahrung als normative Größe aufgezungen werden soll.

Diese Konsequenz kann zu einer veränderten Gesprächskultur unter Christen führen: Gemeinschaft wird dort möglich, wo wir einander der ausgestreckte Zeigefinger des Johannes auf dem Isenheimer Altar werden, der auf den für mich menschengewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Herrn zeigt.